

PATRICIA MACDONALD

.. DAS
MÄDCHEN
VON
NEBENAN

Weltbild

Vor fünfzehn Jahren wurde Ninas Vater wegen Mordes an seiner Frau schuldig gesprochen und kam ins Gefängnis. Jetzt wird er auf Bewährung freigelassen und kehrt in die kleine Stadt Hoffman nahe New York zurück, die damals Schauplatz der Bluttat war. Nina ist immer von seiner Unschuld überzeugt gewesen und will ihm helfen, wieder ins normale Leben zurückzufinden. Doch ihre beiden Brüder, der eine ein erfolgreicher Investmentbanker mit eigener Familie, der andere ein ehemaliger Junkie, halten misstrauische Distanz zu ihrem Vater.

Auch die Einwohner von Hoffman sind ihm gegenüber zutiefst argwöhnisch. Die Eingliederung in den Alltag erweist sich als schwierig. Dann wird der Vater tot in seinem Wagen aufgefunden – anscheinend war es Selbstmord. Doch daran glaubt Nina nicht. Sie beginnt die Vergangenheit zu untersuchen, um herauszufinden, was damals, vor fünfzehn Jahren, wirklich passiert ist. Dabei läuft sie Gefahr, selbst das nächste Opfer zu werden ...

»**Wieder ein Hit von der Meisterin des Kleinstadtthrillers.**« Booklist

Patricia MacDonald

Das Mädchen von nebenan

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Nina Pallandt

Weltbild

Die Autorin

Patricia MacDonald stürmt mit ihren raffiniert konstruierten Spannungsromanen regelmäßig die Bestsellerlisten in den Vereinigten Staaten, aber auch in Frankreich. Viele ihrer Bücher sind auch auf Deutsch erschienen, sodass sie inzwischen auch hierzulande über eine zahlreiche Fangemeinde verfügt. Patricia MacDonald lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter im US-Bundesstaat New Jersey.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Girl next Door.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Patricia Bourgeau

Published by Arrangement with Patricia Bourgeau

c/o JANE ROTROSEN AGENCY LLC, 318 East 51st Street, New York, NY 10022 USA

Copyright der deutschen Übersetzung © 2006 by Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Nina Pallandt

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-949-8

Für meine Freunde Craig, Michel und Daniel Gras und für Josephine Halfpenny, die uns
zusammengebracht hat.

Happy Birthday, Nan!

Prolog

Nina Avery versuchte sich auf ihren Text zu konzentrieren, den sie mit Leuchtmarker gekennzeichnet hatte. Obwohl sie es liebte, auf der Bühne zu stehen, und sich wahnsinnig über ihre Rolle in der Schulaufführung freute, gelang es ihr nicht, ihren Text auswendig zu lernen. Der durch das Fenster wehende Aprilwind lenkte sie ab – aber auch der Umstand, dass es Freitag und die Schule für diese Woche zu Ende war. Am meisten jedoch lenkte sie ab, dass sie dauernd an Brandon Ross denken musste, den Jungen von nebenan.

Er und seine Familie waren im letzten November hergezogen; sie hatte ihn kurz vor Weihnachten kennengelernt. Ihre Mutter Marsha hatte die neuen Nachbarn zu einer kleinen Party eingeladen. Brandons Vater Frank war ein hagerer Mann mit grauen Schläfen. Seine Mutter Sheila war blond, dünn und elegant. Die Party endete – nicht eben überraschend – mit einem Streit zwischen Ninas Eltern. Ihre Mutter beschuldigte ihren Vater Duncan, mit Sheila zu flirten. Duncan hingegen murrte, Marsha habe zu viel Eierlikör getrunken und so die Party versaut.

Für Nina war die Party indes alles andere als ein Reinfluss gewesen. Sie hatte sich Hals über Kopf in Brandon verliebt.

Leider hatte sie seitdem nicht allzu viel von ihm gesehen. Sie nahmen zwar denselben Bus zur Schule, doch im Winter warteten alle bis zur letzten Minute, bevor sie zur Bushaltestelle liefen, um nicht in der Kälte stehen zu müssen. Jetzt im Frühling verließ Nina das Haus früher als sonst, um so ein paar Minuten mit Brandon verbringen zu können, ehe der Bus kam. Brandon war größer als sie und bereits fünfzehn – ein Jahr älter als sie. Er hatte breite Schultern, weiches braunes Haar, das ihm sanft in die Stirn fiel, und braune Augen mit goldenen Sprenkeln – wengleich sie nur selten den Mut aufbrachte, seinem Blick zu begegnen.

»Nein, jetzt hörst du mir mal zu, Marsha! Ich habe Patienten, die auf mich warten«, brüllte ihr Vater. »Ich kann meine Praxis nicht einfach so verlassen, bloß um mich von irgendwelchen Lehrern demütigen zu lassen!«

Nina seufzte. Willkommen in der Wirklichkeit. Sie wusste nur allzu genau, dass es nicht bloß Frühlingsgefühle waren, die sie ablenkten. Es war schlicht unmöglich, den Text für ihre Rolle auswendig zu lernen, während sich ihre Eltern eine Etage tiefer lautstark ankeiften. Sie waren gerade aus der Highschool zurückgekommen; man hatte sie dorthin zitiert, weil Ninas Bruder Jimmy gravierende Schulprobleme hatte. Und es sah nicht so aus, als sei das Gespräch sonderlich gut gelaufen. Die zornigen Stimmen ihrer Eltern hallten durch die Diele ins obere Stockwerk hinauf.

»Deine Patienten kommen gut auch mal eine Stunde ohne dich aus!«, konterte ihre Mutter sarkastisch. »Ich beklage mich ja auch nicht darüber, dass meine Arbeit liegen geblieben ist.«

»Entschuldige bitte, aber ich bin immer noch Arzt«, gab Duncan zurück. »Ich schmiere nicht bloß Farben auf einer Palette zusammen.«

»Siehst du, Duncan?«, keifte sie. »Genau das ist deine Art. Nichts kannst du

respektieren. Meine Malerei ist in deinen Augen nichts als Zeitverschwendung. Und die Kinder sind dir auch egal. Genau deswegen hat Jimmy auch solche Probleme. Weil du nie Zeit für ihn hast. Weil dir pausenlos irgendwelche anderen Dinge wichtiger sind!«

Jimmy war sechzehn und trieb sich seit Neuestem mit einer Garagenband namens Black Death herum. Nina fand Jimmy eigentlich viel netter als ihren ältesten Bruder Patrick, doch in letzter Zeit prügelte sich Jimmy häufig, schwänzte die Schule und kam nach Proben der Band mit glasigen Augen nach Hause. Calvin Mears, der Sänger der Band, nahm Drogen, wie jeder wusste; er lebte bei seiner Mutter, die das nicht weiter zu kümmern schien. Viele Mädchen standen auf Calvin. Er war ein schlaksiger, cooler Typ mit schulterlangem blonden Haar und stets leicht entrückt wirkenden grauen Augen. Nina fand ihn ein bisschen unheimlich. Sie hatte von dem Gerücht gehört, er habe ein Mädchen aus der Neunten geschwängert. Ihr Bruder Jimmy war das genaue Gegenteil von Calvin. Zwar fanden die Mädchen auch ihn süß, aber auf eine ganz andere Weise. Jimmy war groß und breitschultrig, hatte schwarze Locken und ein Gesicht, in dem tausend kleine Verletzungen der Kindheit ihre Spuren hinterlassen hatten. Er war so etwas wie der Roadie der Band und Calvins persönlicher Leibwächter. Und welche Strafen auch verhängt worden waren – nichts hatte ihn von seinem neuen Freund trennen können.

Nina verstand nicht, weshalb ihre Mutter ihren Vater für Jimmys Verhalten verantwortlich machte. In Ninas Augen war ihr Vater ein Held. Erst letztes Jahr hatte in allen Zeitungen gestanden, wie er dem kleinen Sohn des Postboten durch seine präzise Diagnose und rasche Behandlung das Leben gerettet hatte; der Junge hatte eine seltene, oft tödlich endende Blutkrankheit. Nina hätte am liebsten der ganzen Welt erzählt, dass Dr. Avery ihr Vater war.

Ninas Mutter aber war ständig sauer auf ihn. Stets versuchte ihr Vater Streit zu vermeiden, doch ihre Mutter wollte nie nachgeben. Und schließlich fielen auch von seiner Seite böse Worte – dass sie eine Xanthippe sei, dass sie zu viel trank und sich gehenließ. Was auch nicht eben fair war, wie Nina dachte. Sicher, ihre Mutter war nur noch ein Schatten der schwarzhaarigen Schönheit, die sie damals bei der Hochzeit gewesen war. Ihr Haar wurde allmählich grau und sie hatte einige Pfunde zugelegt. Aber es brachte überhaupt nichts, wenn ihr Vater, immer noch topfit und durchtrainiert, auf ihren Unzulänglichkeiten herumritt. Nina seufzte. Sie liebte doch beide. Wieso kamen sie nicht miteinander aus? Wie auch immer, das dauernde Streiten war Teil ihres Alltags geworden. Es machte sie krank. Sie bekam Magenschmerzen davon.

Nina hörte, wie die Haustür zugeknallt wurde. Sie ging ans Fenster und sah hinaus. Marsha Avery trug eine Hose und ein altes grünes Sweatshirt; mit zornigem Gesicht überquerte sie den Rasen vor dem Haus, bewaffnet mit ihren Malutensilien und der Mappe mit dem Reißverschluss. Nina wusste, wohin sie wollte. Am Ende der Straße lag das Madison-Creek-Naturschutzgebiet, das sich in Staatsbesitz befand. Hier malte ihre Mutter am liebsten. Der Wald erstreckte sich entlang den Ufern eines murmelnden Flusses; die schattigen, gekrümmten Wege waren von Unkraut und Gestrüpp überwuchert. Nina wollte nach ihrer Mutter rufen, hielt dann aber inne. Wie auch ihre Brüder tat Nina gewöhnlich so, als würde sie nicht mitbekommen, wenn ihre Eltern miteinander stritten. Und sie wollte nicht, dass ihre Mutter merkte, dass sie alles

mitgehört hatte.

Nina stützte die Ellbogen auf die Fensterbank; das Kinn auf den Händen, sog sie die frische Aprilluft ein. Das in New Jersey gelegene Städtchen Hoffman, gar nicht weit entfernt von New York, sah im Frühling immer besonders schön aus und die Madison Street war obendrein eine besonders idyllische Straße, gesäumt von großen alten Häusern und Reihen von Bäumen, die gerade zu blühen begannen. Wenn man die Einfahrt der Averys hinunterging und nach rechts abbog, gelangte man nach einem kurzen Fußmarsch in die malerische Innenstadt des Ortes. Linkerhand ging es in Richtung des Naturschutzgebiets. Es war nicht der schickste Teil des Ortes; die imposanten Anwesen der Reichen befanden sich drüben in Old Hoffman. Doch Nina liebte die Madison Street mit ihren ausladenden Eichen, den blühenden Gärten und den Straßenlaternen.

Heute aber munterte sie die vertraute Idylle nicht auf, sondern machte sie trauriger als je zuvor. Sie fühlte sich einsam. Wieder musste sie an Brandon Ross denken. »Er steht einfach nicht auf mich«, sagte sie laut. Sie wandte den Kopf und warf einen Blick in den Spiegel über der Kommode. Sie hatte langes, welliges schwarzes Haar und einen cremefarbenen, makellosen Teint. Schon oft hatte sie gehört, wie hübsch sie aussah, wenn sie lächelte. Aber was hatte sie schon für einen Grund zum Lächeln? Wenn Brandon überhaupt einen Gedanken an sie verschwendete, ging ihm wohl lediglich durch den Kopf, wie langweilig er sie fand.

Motorengeräusch drang an ihre Ohren und erneut sah sie aus dem Fenster. Ein frisch polierter Jeep mit offenem Dach hielt neben dem Wagen ihres Vaters. Der Jeep gehörte Lindsay Farrell, einer höchst attraktiven jungen Frau mit glattem platinblonden Haar, die drüben in Old Hoffman wohnte. Ihr Vater war ein New Yorker Industrieller. Nina glaubte, noch nie so strahlend weiße Zähne und so blaue Augen gesehen zu haben. Lindsay stieg aus dem Wagen, gefolgt von ihrem Beifahrer – Ninas älterem Bruder Patrick. Patrick war ein Traumtyp mit lockigem braunen Haar und Athletenfigur. Er wirkte wie eine jüngere Ausgabe seines Vaters; zusammen sahen er und Lindsay aus, als seien sie soeben den Werbeseiten von Vogue entsprungen.

Patrick trat zu Lindsay, legte ihr einen Zeigefinger unters Kinn und hob ihr Gesicht an. Im selben Augenblick knallte erneut die Haustür. Nina sah, wie ihr Vater auf die Einfahrt trat, mit finsterem Gesicht, die Schlüssel in der Hand.

Patrick und Lindsay traten abrupt einen Schritt auseinander. »Hi, Dad«, sagte Patrick. Ninas Vater murmelte eine Begrüßung und ging zu seinem Wagen.

»Dad, war die Post schon da?«, fragte Patrick.

»Weiß ich nicht. Sieh einfach nach. Ich fahre zurück in die Praxis.« Er stieg in seinen Wagen und setzte rückwärts aus der Einfahrt.

Nina seufzte und wandte sich ab. Sie fegte die Blätter mit ihrem Text beiseite, warf sich aufs Bett und blickte an die Decke. Sie hatte keine Lust, ihren Text zu lernen. Plötzlich war ihr die Schulaufführung vollkommen egal. Sie fühlte sich erschöpft und nervös. Sie schloss die Augen. »Das Leben ist zum Kotzen«, sagte sie leise.

Plötzlich klingelte das Telefon neben ihrem Bett. Nina nahm ab.

»Nina«, sagte eine wohlbekanntere Stimme. »Ich bin's, Brandon von nebenan.«

Als ob sie seine Stimme nicht ohnehin sofort erkannt hätte. Nina setzte sich auf und

kreuzte die Beine im Schneidersitz. Ihre Hände zitterten; gut, dass er sie jetzt nicht sehen konnte.

»Hi«, sagte sie. »Wie geht's?«

»Alles klar.« Er sprach hastig, als wolle er eine unangenehme Aufgabe möglichst schnell hinter sich bringen. »Nina, ich hab mich bloß gefragt ... Sag mal, äh ... Stehst du auf Julia Roberts?«

»Klar«, sagte sie. »Wer steht nicht auf Julia Roberts?«

»Na ja, gerade ist ihr neuer Film angelaufen. Hättest du Lust, heute Abend mit mir reinzugehen?«

Nina traute ihren Ohren nicht. Heute war Freitag. Und er wollte mit ihr ins Kino. »Heute Abend?«, fragte sie.

»Wenn du nicht schon was anderes vorhast«, sagte er.

So einfach ist das manchmal, dachte sie. Eine ganz einfache Frage verändert dein Leben, von einem Moment auf den anderen. »Hab ich nicht«, sagte sie.

»Ich weiß leider nicht, wann der Film anfängt«, sagte er. »Da muss ich noch mal im Kino anrufen.«

»Ich sehe in der Zeitung nach«, sagte sie eilig. Sie versprach, ihn zurückzurufen, und legte auf. Sie konnte es kaum fassen. Sie hatte eine Verabredung. Ein echtes Date! Mit dem Jungen, den sie von allen am liebsten mochte. Der Tag, der ihr so deprimierend vorgekommen war, hatte urplötzlich eine magische Dimension bekommen. Zwar musste sie ihre Eltern noch um Erlaubnis fragen, doch ihre Mutter würde schon zustimmen. Sie musste einfach.

Die Zeitung, dachte sie. Ich muss die Zeitung holen und ihn zurückrufen. Sie lief die Treppe hinunter und erspähte die Hoffman Gazette auf dem Wohnzimmertisch. Auf der Titelseite prangte ein Foto. Das Gesicht kannte sie; sie las kurz, was unter dem Bild stand, dann blätterte sie, bis sie die Seite mit dem Kinoprogramm gefunden hatte. Im selben Moment drang ein Freudenschrei aus der Küche. Sie legte die Zeitung beiseite und ging zur Küchentür.

Patrick hielt Lindsay in den Armen. Auf dem Küchentisch lag ein aufgerissener Briefumschlag. Als er Nina erblickte, wedelte er mit dem Brief in seiner Hand.

»Der ist vom Rutgers!«, rief er. »Ich bin angenommen worden!«

Nina strahlte. »Patrick, das ist ja super!« Nun war also endlich alles unter Dach und Fach. Ab Herbst würde er aufs College gehen. Und manchmal würde sie ihn bestimmt vermissen, auch wenn sie es sich nur ungern eingestand.

Als wolle er sie daran erinnern, bloß keine sentimentalen Gefühle aufkommen zu lassen, gab Patrick einen lauten Rülps von sich.

»Pfui, Patrick.« Lindsay zog eine Grimasse.

Patrick ließ Lindsay los, trat zu Nina und hob sie hoch.

»Weiß Mom es schon?«, fragte Nina.

»Bis jetzt noch nicht«, sagte Patrick.

»Mom und Dad werden sich echt freuen«, sagte Nina, insgeheim darauf hoffend, dass die gute Nachricht ihre Eltern zumindest vorübergehend wieder versöhnen würde.

Patrick ließ Nina wieder herunter und starrte auf den Brief in seiner Hand. »Ich kann's

noch gar nicht richtig glauben«, sagte er.

»Ich hab von Anfang an gewusst, dass sie dich nehmen«, sagte sie, auch wenn das nicht ganz stimmte. Es war keineswegs von Anfang an klar gewesen. Patrick war alles andere als ein guter Schüler.

Plötzlich schien Patrick etwas einzufallen. »Ich muss Miss Superschlau anrufen!«

Nina wusste, wen er meinte. Gemma Johnstone, das begabteste Mädchen der Abschlussklasse, war Patricks Tutorin. Als Nina nach dem Kinoprogramm gesehen hatte, war ihr Gemmas Foto auf der Titelseite der Zeitung ins Auge gestochen – ein Bild, das sie bei der Entgegennahme des Delman-Preises zeigte, den jeweils der Beste des Abschlussjahrgangs erhielt. Gemma hatte sich in Princeton beworben und war schon vor Monaten angenommen worden. Mit Gemmas Hilfe und intensiver Arbeit hatte Patrick seinen Notendurchschnitt entscheidend verbessert.

Lindsay wusste ebenfalls, von wem die Rede war. Ihr blondes Haar sah aus wie ein schimmernder Vorhang, als sie es in den Nacken warf. »Sie war heute nicht in der Schule.«

»Wo denn sonst?«, fragte Nina.

Lindsay zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich ist sie immer noch krank. Gestern ist sie nach der großen Pause nach Hause gegangen.«

Patrick lauschte in den Telefonhörer. Dann hinterließ er eine Nachricht. »Hallo, Gemma, Patrick hier. Ich habe Superneuigkeiten. Ruf mich doch zurück, sobald du wieder da bist.«

Im selben Moment wurde die Hintertür geöffnet. Marsha Avery trat ein; ihre Laune schien sich noch verschlechtert zu haben.

»Hallo, Mrs Avery«, sagte Lindsay höflich.

»Mom«, rief Patrick. »Hier, sieh mal!« Er hielt den Brief in die Höhe. »Ich bin angenommen worden.«

Marsha runzelte die Stirn; dann hatte sie verstanden. »Zeig mal!«, sagte sie. Sie nahm ihm den Brief aus der Hand und überflog die Zeilen. Ihr misstrauischer Gesichtsausdruck verflog von einer Sekunde auf die andere. »Oh, Patrick, das ist ja wunderbar! Ich bin so stolz auf dich. Ich habe gewusst, dass du es schaffen würdest.« Sie strahlte und umarmte ihn. »Hast du es deinem Dad schon erzählt?«, fragte sie.

»Er ist in die Praxis zurückgefahren«, sagte Patrick.

»Dann ruf ihn am besten an«, sagte Marsha.

Patrick nahm das Telefon mit ins Wohnzimmer. Lindsay folgte ihm.

Nina wollte protestieren, da sie doch eigentlich Brandon zurückrufen wollte, doch sie wusste, dass Patricks Telefonat vorging. Marsha verstaute ihre Malutensilien im Schrank und zog den Reißverschluss ihres grünen, von Farbkleckschen übersäten Sweatshirts herunter, das sie gewöhnlich ihre Tarnweste nannten.

»Warum bist du denn schon wieder hier?«, fragte Nina.

Marshas Miene verdunkelte sich wieder. »Man hat mich weggeschickt. Überall Polizei und Fernsichtteams. Da war die Hölle los.«

»Polizei?«, fragte Nina. »Wieso denn Polizei?«

»Wegen dem entführten Baby«, sagte Marsha. »Dem Kilgore-Baby, erinnerst du dich?« Selbst Nina, die sich nur wenig für die Nachrichten interessierte, wusste Bescheid. So

wie alle in der Gegend. Die Cocktailkellnerin April Kilgore – Mutter eines Kleinkinds – war mit ihrem neuen Freund zusammengezogen, einem gewissen Travis Duffy, der bereits während seiner ersten Ehe wegen Kindesmissbrauchs aktenkundig geworden war. Eines Abends, als April Spätschicht hatte, verschwand das Baby spurlos. Duffy beharrte darauf, das Baby sei entführt worden, während er auf der Couch geschlafen hatte. Die Polizei beschäftigte sich nun schon seit zwei Monaten mit dem Fall.

»Ja«, sagte Nina. »Was ist denn passiert?«

»Jemand hat gesagt, sie hätten das Baby gefunden.«

»Wie? Drüben im Park?«

»Nun ja, jedenfalls das, was von ihm übrig geblieben ist. Anscheinend hat ein Hund im Erdreich gebuddelt, und ...«

»Du meinst, die Kidnapper haben das Baby umgebracht?«

»Nein«, sagte Martha scharf. »Es gab überhaupt keine Entführung. Die Geschichte hat doch sowieso keiner geglaubt. Ihr sogenannter Freund hat doch von Anfang an gelogen wie gedruckt. Aber jetzt, wo sie das Baby gefunden haben, hat der Kerl ausgespielt. Trotzdem, die Mutter hätte das Baby nicht mit ihm allein lassen dürfen, bei der Vorgeschichte. Was hat sie sich bloß dabei gedacht?«

Nina verstand nur halb, was ihre Mutter da erzählte, und offen gesagt interessierte es sie auch nicht besonders. Ihr gingen gerade andere Dinge durch den Kopf. »Mom«, sagte sie. »Ich wollte dich noch etwas fragen ...«

Sie wurde von einem Klopfen an der Küchentür unterbrochen. Beide sahen zur Tür.

»Sorry, dass ich störe«, sagte das Mädchen, das in der Tür stand. »Ist Patrick da?«

»Oh. Hi, Gemma«, sagte Nina. »Ja, er ist da. Komm doch rein.«

Gemma betrat die Küche. »Er hat mir auf den Anrufbeantworter gesprochen. Erst wollte ich zurückrufen, aber dann ...« Die großen braunen Augen stachen aus dem blassen Gesicht hervor; ihr braunes Haar wirkte ungewaschen. Wie immer trug sie eine weite Latzhose und ein unförmiges T-Shirt. Nina hätte das scheue, strebsame Mädchen, das oft Zielscheibe abfälliger Witze war, am liebsten in den Arm genommen.

Patrick kam mit dem Telefon zurück. Als er Gemma sah, schlang er die Arme um sie und hob sie hoch, so wie er es auch mit Nina gemacht hatte.

»Gemma!«, rief er. »Weißt du, was passiert ist? Ich bin am Rutgers angenommen worden!«

Gemmas Wangen röteten sich leicht, als er sie wieder herunterließ. »Das ist ja wunderbar!«

»Können wir jetzt gehen?«, fragte Lindsay ungeduldig.

Patrick straffte die Schultern, das Hemd spannte sich über seinem Waschbrettbauch. »Klar.«

»Moment«, sagte Marsha. »Wo wollt ihr denn hin?«

Patrick legte einen Arm um seine Mutter und drückte sie an sich. »Das müssen wir doch feiern. Wir fahren in die Stadt und essen erst mal einen Happen.«

»Warum nehmt ihr Gemma nicht mit?«, sagte Marsha. »Ohne ihre Hilfe wärst du ...«

»Ach, das war doch nicht der Rede wert.« Gemma errötete. »Das hätte er auch allein hingekriegt.«

»Außerdem setzt ihr das Wetter zu«, sagte Patrick. »Seht doch nur, wie blass sie ist. Sie war zwei Tage nicht in der Schule. Aber ich werde ihr ein Geschenk kaufen.« Er sah Lindsay an. »Du kannst mir ja helfen, eins auszusuchen.«

»Ach, das ist doch nicht nötig«, sagte Gemma.

»Vielleicht ein schönes Shampoo«, sagte Lindsay.

Gemma griff unwillkürlich nach ihren Haaren. Nina warf Lindsay einen finsternen Blick zu. Leider fiel ihr keine ähnlich ätzende Antwort ein.

»Okay, wir gehen dann«, sagte Patrick. »Komm, Gemma. Wir setzen dich zu Hause ab.«

»Falls ihr Jimmy irgendwo seht ...«, sagte Marsha besorgt.

»Wir treiben uns bestimmt nicht in der Gosse rum«, sagte Patrick. Er sah den verletzten Gesichtsausdruck seiner Mutter und zügelte sich. »Ruf doch bei Calvin an. Vielleicht weiß seine Mutter, wo die beiden abhängen.«

Marsha schüttelte verächtlich den Kopf. »Diese Frau ist das Letzte. Es ist ihr doch völlig egal, was die beiden machen.«

»Ich schicke ihn nach Hause, falls er mir über den Weg laufen sollte«, sagte Patrick.

»Kommst du, Gemma?« Er und Lindsay gingen zur Tür; Gemma folgte ihnen.

Marsha sah ihnen nachdenklich hinterher. »Gemma«, sagte sie. »Wie ein Strich in der Landschaft. Ich habe sie gestern im Park gesehen, als ich dort gemalt habe. Wieso sieht sie eigentlich so schlecht aus?«

»Keine Ahnung«, sagte Nina genervt. »Aber sie hat gerade den Delman-Preis bekommen – also hat sie bestimmt nicht blaugemacht. Mom, ich wollte dich noch was fragen.«

Marsha warf einen Blick auf ihre Uhr und griff nach der Fernbedienung. »Lass uns mal die Nachrichten einschalten. Vielleicht gibt's was Neues über das Kilgore-Baby.« Sie knipste den Fernseher an, der sich in einer Ecke über der Spüle befand, und schaltete durch die Kanäle, bis sie bei den Lokalnachrichten landete. »Was gibt's denn?«, fragte sie.

»Kann ich heute Abend mit Brandon ins Kino gehen?«

Ihre Mutter sah sie erstaunt an. »Mit Brandon? Ist das so was wie ein Date? Mit vierzehn bist du noch ein bisschen jung dafür, findest du nicht?«

»Wir wollen doch bloß ins Kino«, sagte Nina.

»Das will ich hoffen. Falls da irgendwas anderes läuft ...«

»Da läuft nichts anderes.« Nina verdrehte die Augen.

»Aber nach dem Kino kommst du sofort nach Hause, verstanden?«

»Verstanden.« Nina fühlte sich irgendwie enttäuscht. Es war ihre erste richtige Verabredung. Sie hatte erwartet, dass ihre Mutter total aus dem Häuschen sein würde oder zumindest Näheres erfahren wollte. Aber sie schien sich nur für die Nachrichten zu interessieren.

»Die sterblichen Überreste des Babys wurden in einem schwarzen Plastikmüllsack gefunden«, sagte ein Reporter in einem dunkelblauen Mantel. »Unseren Informationen zufolge wurde das Kind erstickt und anschließend im Wald vergraben ...«

Marsha gab ein bestürztes Keuchen von sich.

»Auf die Frage, ob es sich bei dem Kind um das verschwundene Kilgore-Baby handelt, antwortete ein Polizeisprecher ...«

Wie furchtbar, dachte Nina. Aber es war nun wirklich nicht ihre Angelegenheit. Sie hatte eine Verabredung heute Abend. Ein Date. Mit Brandon Ross. Sie schwebte die Treppe hinauf, um Brandon anzurufen und ihm zu sagen, wann der Film anfing. Außerdem musste sie dringend überlegen, was sie anziehen wollte.

Als der Film vorbei war, verließen Nina und Brandon zusammen mit den anderen Zuschauern das Kino; der Himmel war schwarz und sternenklar. Am liebsten hätte Nina die an ihr vorbeigehenden Leute festgehalten und geschüttelt, um sie auf das unglaubliche Ereignis aufmerksam zu machen, das sich vor ihren Augen abspielte. Nina Avery hatte ein Date mit einem Jungen.

Zumindest hielt sie es für ein Date. Bislang hatte Brandon nicht einmal ihre Hand gehalten. Ach was, es würde auf dem Nachhauseweg passieren. Ja, er würde ganz beiläufig nach ihrer Hand greifen. Schließlich gab es ja nichts Normaleres, als Hand in Hand nach Hause zu gehen.

Nun aber gingen sie bereits die Madison Street entlang, ihre Elternhäuser rückten immer näher und nach wie vor war nichts passiert. Er schien ganz locker, redete über die Schule und erzählte ihr, was er in den Ferien vorhatte, behielt seine Hände aber strikt bei sich. Vielleicht wollte er gar nichts von ihr, dachte sie frustriert. Vielleicht brauchte er ja bloß jemanden, mit dem er ins Kino gehen konnte. Tja, das war's dann wohl, dachte sie, als sie ihr Elternhaus sah. Von wegen Date – sie waren bloß Freunde, die zusammen ins Kino gingen.

»Nina, stimmt was nicht?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und versuchte keine allzu tragische Miene zu ziehen. Sie zwang ein Lächeln auf ihre Lippen. »Nein, nichts«, sagte sie. »Hat echt Spaß gemacht.«

Brandon sah zu seinem Elternhaus hinüber. »Ich würde dich ja noch reinbitten, aber mein Vater ist schon zurück. Und meine Mom hatte schon vorhin Kopfschmerzen. Ich glaube, für Gäste sind sie jetzt nicht zu haben.«

Nina gähnte, als würde sie allein die Vorstellung, noch länger mit ihm ausharren zu müssen, unendlich ermüden. »Ich muss rein. Bis dann, Brandon.«

Er sah sie irritiert an und einen Augenblick lang dachte sie, er würde sich gleich zu ihr herunterbeugen und sie küssen, doch dann trat er einen Schritt zurück. »Okay, bis dann«, sagte er.

Sie wandte sich ab und öffnete die Haustür, einfach um seinen Anblick nicht länger ertragen zu müssen. Was für ein verdammt Schlag ins Wasser, dachte sie. Ein echtes Desaster, anders ließ es sich nicht ausdrücken. Sie überlegte, was für eine Geschichte sie ihrer Mutter auftischen sollte. Ihre Mom war stets neugierig, wollte immer alles hören. Als Nina das Haus verlassen hatte, war ihre Mutter in Gedanken versunken gewesen und hatte gerade mal Tschüss gesagt. Nina wusste nur allzu genau, dass sie sich Sorgen wegen Jimmy machte und ihr der Streit mit Dad immer noch auf der Seele lastete. Aber jetzt, nach ein paar abendlichen Gläschen Wein, würde sie bestimmt wieder besserer Stimmung sein, sie schon mit geröteten Wangen und dem so vertrauten Lächeln erwarten

– begierig zu hören, was passiert war.

Nina betrat die Diele. Seltsam, es brannte kein Licht. Von einer Sekunde auf die andere vergaß sie ihre Enttäuschung über das Date, das keines gewesen war. Plötzlich war sie beunruhigt. So früh gingen ihre Eltern nie zu Bett, und davon abgesehen hätte ihre Mutter auch nicht das Licht gelöscht, solange Nina noch nicht zu Hause war. Außerdem war da noch etwas anderes. Ein merkwürdiger Geruch. Und es musste jemand da sein. Beide Autos standen in der Einfahrt. »Mom?«, rief sie. »Dad?«

Im Wohnzimmer brannte Licht, wenn anscheinend auch nur eine Lampe an war – wahrscheinlich die Stehlampe neben dem Bücherregal. Sie ging auf den schwachen Schimmer zu und betrat das Wohnzimmer. Es dauerte einen Augenblick, bis sich ihre Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, bis sie tatsächlich registrierte, was sie vor sich sah. Ein ersticktes Keuchen drang aus ihrer Kehle.

»Nina«, sagte ihr Vater.

Er kniete auf dem Orientteppich vor dem Wohnzimmertisch und sah zu ihr auf. Sein breites, wohlproportioniertes Gesicht war blass und glänzte vor Schweiß. Er sah völlig fertig aus; er trug Hemd und Krawatte, aber kein Jackett. Sein Hemd hatte dunkle Flecken. Vor ihm auf dem Teppich lag ihre Mutter; mit einer Hand hielt sie die Zeitung umklammert, die vorher auf dem Tisch gelegen hatte. Ihre Augen standen weit offen, gefroren in einem Moment des Schreckens. Ihr Pullover war zerrissen und auf der Brust befand sich ein großer dunkler Fleck. Auch ihre Jeans, ja, selbst die weißen Socken waren von schwarzen Sprengeln übersät. Unweit ihres Kopfs lag ein Messer auf dem Boden. Nina kannte das Messer. Es stammte aus dem Messerblock in der Küche. Es war blutverschmiert.

»Mom! Oh, mein Gott!«

Bevor sie zu ihrer Mutter stürzen konnte, erhob sich ihr Vater. »Nina«, sagte er. »Bleib stehen.«

»Mom!«, drang es heiser aus ihrer Kehle. »Was ist mit ihr?«

»Deine Mutter ist ... von uns gegangen«, sagte er. »Ich habe sie gefunden, als ich nach Hause gekommen bin.«

»Du meinst ...«

»Ja. Sie ist tot.« Vorsichtig trat er zu Nina, als sei sie ein scheuendes Pferd.

»Nein! Sie ist nicht tot!«, schrie Nina ihm entgegen. »Das darfst du nicht sagen!« Sie wollte zu ihrer Mutter, doch er hielt sie auf.

»Nein, Nina. Du kannst nichts mehr für sie tun. Jemand hat sie erstochen.«

»Nein! Das kann nicht sein! Lass mich!«, schrie Nina ihn an. »Mommy!«

»Hör auf, Schatz. Sie ist tot. Glaub mir. Ich bin Arzt. Ich weiß, wenn jemand tot ist. Komm jetzt. Ich will nicht, dass du deine Mutter so siehst.«

»Mommy«, stammelte sie.

»Geh nicht zu ihr«, sagte Duncan leise, während er sie in den Armen hielt. »Komm, lass uns in die Küche gehen. Wir müssen die Polizei rufen. Komm jetzt.«

Er lenkte sie aus dem Wohnzimmer, fort von dem schrecklichen Anblick, obwohl Nina wie gelähmt auf die Leiche ihrer Mutter starrte. Sie hielten sich gegenseitig fest und stolperten in die Küche, die nur von der Leuchte über dem Ofen erhellt war. Dann

rutschte Nina plötzlich aus. Nass und glitschig fühlte es sich unter ihrem Schuh an, und als Duncan die Küchenlampe anmachte, sah sie, was es war. Mit dem einen Turnschuh stand sie in einer scharlachroten Pfütze. Als sie den Blick hob, sah sie, dass nicht nur der Boden blutverschmiert war; selbst über die hübsche Küchentapete mit all den Früchten war Blut gespritzt.

»Oh, mein Gott!«, stieß Duncan hervor.

Nina begann zu schreien.

Nina setzte sich auf den kalten Metallklappstuhl; er stand in der hintersten Reihe des Raums, in dem die Bewährungsanhörung stattfinden sollte. Sie war eine Stunde zu früh gekommen, da es die Zugverbindung von New York nach Trenton nicht anders erlaubte. Sie strich ihr bordeauxrotes Kleid glatt. Die Farbe des Kleids passte zu ihren Granatohrringen, akzentuierte ihr schwarzes Haar und ihre weiße Haut. Sie hatte die Kleidung bewusst gewählt, weil sie Energie und Tatkraft ausstrahlen und sich von den faden Behördenhengsten abheben wollte, die der Bewährungskommission angehörten. Sie wollte, dass ihr Vater sie sofort sah, wenn er den Raum betrat, und ihrem aufmunternden Blick begegnen konnte.

Die Tür hinter ihr wurde geöffnet. Nina wandte sich um, während sie sich gleichzeitig fragte, ob Patrick auch kommen würde. Doch es war ein älteres Paar; die Frau stützte sich auf einen Stock. Nina sah wieder nach vorn, in Richtung des langen Tisches am anderen Ende des Raums. Möglich, dass Patrick dieses Jahr nicht kommen würde. Sie hoffte es sogar, auch wenn sie befürchtete, dass er am Ende wohl doch auftauchen würde. Beide hatten sie die Sache nie vergessen können.

Ihre Gedanken schweiften zurück zu jener schrecklichen Nacht vor fünfzehn Jahren, jenem Wirrwarr albtraumhafter Erinnerungen, die sie bis ins Grab verfolgen würden. Sie erinnerte sich, wie sie sich an Patrick geklammert hatte, als dieser spätabends zu Hause eingetroffen war, verwirrt und betreten, begleitet von den Polizisten, die sich auf die Suche nach ihm begeben hatten. Sie sah ihren damals achtzehnjährigen Bruder vor sich, als sei es gestern gewesen, wie er an der Schulter seines Vaters weinte wie ein kleiner Junge und ungläubig vor sich hin stammelte. Sie erinnerte sich, wie ihr Vater, ihr Bruder und sie selbst erschrocken auf Marshas geplünderte Handtasche und das leere Portemonnaie gestarrt hatten – ihre Sachen, die die Cops auf dem Boden im Schlafzimmer gefunden hatten. Und sie erinnerte sich an die Fragen, die endlosen Fragen. An Detective Hagen, einen grauhaarigen Cop mit scharfen Augen, der unablässig nachhakte, warum Duncan so lange gewartet, warum er nicht sofort die Polizei gerufen hatte. Sie erinnerte sich, wie sich der Ausdruck in Patricks Augen langsam verändert hatte. Wie ihm allmählich etwas zu dämmern schien.

Die Tür hinter dem Konferenztisch wurde geöffnet; die zwölf Mitglieder der Bewährungskommission traten ein, raschelten mit ihren Unterlagen, hielten Zwiesprache untereinander. Wie immer machten sie einen ebenso ernsten wie desinteressierten Eindruck. Es waren mehr Männer als Frauen, mehr Weiße als Schwarze, gekleidet in gedeckten Farben. Einige Gesichter kannte sie schon, andere waren ihr neu. Jahr für Jahr lief das Verfahren in derselben Manier ab; abschlägige Entscheidungen waren offenbar an der Tagesordnung, wengleich Nina draußen auf dem widerhallenden Korridor schon zwei-, dreimal wahre Freudenausbrüche erlebt hatte, wenn einem Häftling unerwartet früh eine zweite Chance gewährt worden war. Sie hielt es nicht für unwahrscheinlich, dass sie diesmal Grund zum Frohlocken haben würde. Dieses Jahr gab es wirklich Anlass zur Hoffnung.

Jemand flüsterte ihren Namen. Als Nina aufsaß, erblickte sie Patrick und seine Frau, die gerade den Raum betreten hatten. Sie lächelte, obwohl sich ihre Stimmung schlagartig verschlechterte. Sie hatte gehofft, er würde ihren Vater diesmal verschonen. Keine Chance – er war hier, wie all die anderen Male auch. Ohne sich weiter umzusehen, nahm Patrick auf der anderen Seite des Ganges Platz. Er warf ihr einen Blick zu und nickte. Gemma reckte ihren Kopf und formte die Worte »Hi, Nina« mit den Lippen. Nina erwiderte ihren Gruß mit einem halben Lächeln.

Patrick war also da, wie üblich – und Jimmy ließ sich mal wieder nicht blicken. Dennoch war nicht von der Hand zu weisen, dass Jimmys Leben seit der Ermordung ihrer Mutter eine Wendung zum Besseren genommen hatte. In jener verhängnisvollen Nacht war er high nach Hause gekommen, zusammen mit dem ebenfalls unter Drogen stehenden Calvin Mears. Ninas Vater hatte Calvin des Hauses verwiesen und Jimmys Kopf gehalten, als dieser sich angesichts all des Bluts im Wohnzimmer und der Küche wieder und wieder übergeben hatte. Obwohl ihr Vater es Nina gegenüber nie zugegeben hatte, hatte sie oft gedacht, dass der Grund für seine Weigerung, mit aufs Revier zu gehen, der Grund dafür, dass er einen Anwalt dabei haben wollte, darin lag, dass er fürchtete, die Cops würden Jimmy wegen Drogenkonsums festnehmen. Patrick hatte nur verächtlich den Kopf geschüttelt. Das Verhalten ihres Vaters trug nur zu seinem Argwohn bei, ein Verdacht, der später durch das Urteil der Geschworenen bestätigt wurde. Für ihn war Duncan der Mörder seiner Mutter.

Nina setzte sich aufrecht, als der Vorsitzende der Bewährungskommission, Arnold Whelan, den Gerichtsdienster bat, den Häftling Nr. 7796043 hereinzubringen. Der Gerichtsdienster verließ den Raum und kam ein paar Augenblicke später mit einem dünnen, grauhaarigen Mann in einem orangefarbenen Overall zurück, dessen Hände mit Handschellen gefesselt waren. Nina verspürte einen Stich, als sie ihren Vater so vorgeführt sah, als sei er ein brutaler Gewaltverbrecher.

Duncan Avery sah sich nicht um. Er setzte sich auf den Stuhl gegenüber dem Konferenztisch, an dem sich die Kommission versammelt hatte.

»Wenn ich um Verlesung der Akte Avery bitten dürfte«, sagte der Vorsitzende.

Der Schriftführer räusperte sich. »Duncan Patrick Avery, verhaftet am 18. August 1988 in Hoffman, Bergen County, New Jersey, verurteilt wegen Mordes zweiten Grades.« Dann verlas er, wie oft Duncan Antrag auf Bewährung gestellt hatte – und ebenso oft abgelehnt worden war. Als Duncan gefragt wurde, ob die Angaben so weit korrekt seien, bestätigte er dies mit knapper, schroffer Stimme.

Dann verkündete der Vorsitzende, dass auf Antrag des Häftlings zwei neue Zeugen vernommen werden sollten. Als er Stan Mazurek aufrief, wurde ein stämmiger junger Mann im Rollstuhl von einer jungen Frau mit fahlem braunen Haar nach vorn geschoben. Der junge Mann trug eine dunkelblaue Uniform, die junge Frau eine Stretchhose und einen Pullover mit V-Ausschnitt, auf dem ein Foto von zwei lächelnden kleinen Mädchen in roten Kleidern festgesteckt war, die zusammen vor einem Weihnachtsbaum saßen. Die Frau stellte die Rollstuhlbremse fest und gab Mazurek einen raschen Kuss, ehe sie wieder in der ersten Reihe Platz nahm.

»Nun, Mr Mazurek«, sagte der Vorsitzende, während er den Blick über die vor ihm

liegenden Unterlagen schweifen ließ. »Sie sind also Gefängniswärter im Zuchthaus von Bergen County, wo Mr Avery momentan untergebracht ist.«

Dr. Avery, berichtigte Nina ihn stillschweigend.

Mazurek nickte.

»Und Sie sind heute hier erschienen, um den Antrag des Häftlings auf vorzeitige Entlassung zu unterstützen?«

Mazurek legte eine Hand an die Rippen und verzog das Gesicht. »Ich bin niedergestochen worden. Der Doc hat mir das Leben gerettet.«

»Sie sprechen von dem Häftling, über den wir hier verhandeln«, sagte der Vorsitzende. Er blickte über seine Brille zu der Stenografin hinüber, die am Ende des Konferenztischs saß.

»Genau. Doc Avery ist Häftling in meinem Block. Er hat sich stets mustergültig verhalten. Mit ihm gibt's nie irgendwelchen Ärger wie mit den anderen.«

»Es hat also eine Meuterei in Ihrem Block gegeben, wenn ich Sie recht verstehe«, sagte der Vorsitzende.

»Das ist richtig«, sagte Mazurek. »Letzte Woche. Ich bin aus der Klinik hierhergekommen. Die Ärzte haben gesagt, ich solle mich nicht überanstrengen, aber ... Ich wollte einfach hier sein.«

»Verstehe. Dann erzählen Sie uns doch bitte, was passiert ist.«

»Ja, Sir. Ein paar Burschen haben sich Messer besorgt, die anderen aufgehetzt – und dann brach plötzlich die Hölle los. Mich haben sie überwältigt und in ihre Gewalt gebracht.«

»Sie waren also Geisel der Häftlinge?«

Mazurek senkte den Kopf und nickte. »Ja, Sir. Sie haben mich schikaniert und gedemütigt, aber als ich ihre Spielchen nicht mehr mitmachen wollte, hat mir einer von ihnen ein Messer in die Rippen gejagt. Sunshine nennt sich der Kerl. Er wollte mich töten. Und um ein Haar wäre ihm das auch gelungen.«

»Und welche Rolle spielte dabei der Häftling, über dessen Antrag wir heute verhandeln?«

»Nun ja, der Doc hält sich immer aus allem raus, weil er genau weiß, wie diese Burschen sind. Aber in dem Moment hat er sich eingemischt. Und Sunshine ins Gesicht gesagt: ›He, willst du, dass er verblutet? Ich muss mich sofort um ihn kümmern!‹ Diese Schweine brüllten alle, ›Ja, soll er doch abkratzen‹. Aber Doc Avery hat sich davon nicht beirren lassen. Er blieb ganz ruhig und sagte ihnen bloß, sie würden alle in der Todeszelle landen, wenn sie mich verrecken lassen würden. Ein paar von den Burschen schienen das zu begreifen und haben ihn durchgelassen, damit er mich versorgen konnte. Er hat sein eigenes Shirt als Bandage verwendet. Dr. Quinteros hat mir gesagt, dass ich ohne das Eingreifen des Docs nicht überlebt hätte.«

Der Vorsitzende hob die Hand. »Wie gravierend Ihre Verletzungen waren, wird uns Dr. Quinteros selbst sagen.«

Mazurek zuckte mit den Schultern. »Okay. Aber lassen Sie mich noch sagen, wie dankbar meine Frau und meine Töchter dem Doc sind. Ich verdanke ihm mein Leben.« Bislang hatte Mazurek seine Worte direkt an den Bewährungsausschuss gerichtet. Nun

blickte er zu Duncan Avery hinüber. Nina traten Tränen in die Augen, als sie erkannte, wie ernst und aufrichtig es der Mann mit dem bulligen Gesicht meinte. »Ja, Doc«, sagte er leise. »Ich werde nie vergessen, was Sie für mich getan haben.«

Duncan nickte kaum merklich.

Der Vorsitzende wandte sich an die Mitglieder der Kommission und wollte wissen, ob sie weitere Fragen zu dem Vorfall hätten. Während einige Mitglieder weitere Einzelheiten über die Geiselnahme hören wollten, fasste Nina ihren Vater ins Auge. Er hörte genau zu, was gesagt wurde. Du bist ein Held!, hätte Nina am liebsten gerufen. All die Jahre haben sie dich gefangen gehalten wie ein Tier, aber zur Bestie haben sie dich nicht machen können.

»Danke, Officer Mazurek«, sagte der Vorsitzende. »Wir wissen es sehr zu schätzen, dass Sie sich hierher bemüht haben. Und nun würden wir gern Dr. Quinteros hören.«

Ein dunkelhaariger junger Mann in der zweiten Reihe erhob sich. Mazurek nickte seiner Frau zu, die herbeikam, um ihn aus dem Raum zu schieben. Dr. Quinteros nickte beiden freundlich zu, während er nach vorn ging.

Als Mazurek und seine Frau an Duncan vorbeikamen, blickten sich die beiden Männer ernst in die Augen. Zu Körperkontakt kam es nicht, doch dann streckte Mazureks Frau unbedacht die Hand aus und berührte Duncan an der Schulter.

»Mrs Mazurek«, sagte der Vorsitzende in warnendem Ton. Zwei Beamte waren bereits vorgetreten, nahmen aber wieder ihre Position ein, als sie rasch die Hand wegzog.

Der Vorsitzende wartete ab, bis Mazurek von seiner Frau aus dem Raum geschoben worden war. »Nun«, fuhr er dann fort, während er in seinen Unterlagen blätterte, »kommen wir also zu Dr. André Quinteros.«

Der junge Arzt setzte sich. Er trug ein dunkles Hemd und Krawatte, aber kein Jackett. Seine schmalen dunklen Augen blickten zugleich reserviert und wachsam. Sein Gesicht erinnerte an einen Aztekenhäuptling, wirkte wie in Stein gemeißelt. Sein pechschwarzes Haar war nach hinten gekämmt, doch hatte sich eine Strähne gelöst, die ihm nun über den einen Wangenknochen fiel.

»Sie sind Arzt im Gefängnis Krankenhaus des Bergen County State Prison«, sagte der Vorsitzende. »Ist das korrekt, Dr. Quinteros?«

Der Arzt nickte. »Korrekt.«

»Können Sie uns über die Art der Verletzung aufklären, die Mr Mazurek während des Häftlingsaufstands zugefügt wurde?«

Dr. Quinteros beugte sich vor und gab eine knappe medizinische Expertise über die Verletzung ab. »Eine derart verletzte Arterie wie in diesem Fall«, schloss er, »muss als lebensbedrohlich bezeichnet werden.«

»Sie sind also der Meinung«, sagte der Vorsitzende, »dass Officer Mazurek sein Leben dem Eingreifen von Mr Avery zu verdanken hat.«

Dr. Quinteros sah mit ernster Miene zu Duncan hinüber. »Mit Sicherheit«, sagte er.

»Danke, Doktor.«

»Mr Whelan«, richtete der junge Arzt das Wort abermals an den Vorsitzenden. »Ich würde gern noch etwas hinzufügen.«

»Ja, bitte?«